Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 8 (1924)
Heft: 3-4

Artikel: Selten schönes Wetter
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419544

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nachschrift des Schriftleiters. Der Verfasser beruft sich lediglich auf sein Sprachgefühl; es hat ihn aber ganz richtig geleitet, und die Sprachlehre bestätigt seine Forderungen. Das ist eigentlich selbstverständlich, denn die Sprachlehre hat ihre Forderungen ja abgeleitet aus Sätzen, wie sie ebenfalls vom sauberen Sprachgefühl gebildet worden sind. Sie sagt (nach Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart): Die Verbindung der Gegenwart von haben oder sein mit dem Mittelwort der Vergangenheit (also das sogenannte Perfekt oder die 2. Vergangenheit, besser: vollendete Gegenwart) drückt aus, daß ein Zustand vorliegt, der die Folge einer vergangenen Handlung ist. In unsern Fällen heißt das: die Musik, die ihr jetzt genießt, die Sprechchöre, die ihr jetzt höret, die Kostüme und die Bühnenausstattung, die ihr jetzt sehet, usw., das alles verdankt ihr dem und dem, die haben es gemacht. Daß man von der Gegenwart reden will, sieht man auch daran, daß unter diesen Sätzen einer in der eigentlichen Gegenwart steht: das Spiel, das ihr jetzt seht, leitet jetzt, während ihr es seht, Herr Rogorsch, die andern Mitarbeiter haben ihre Pflicht für die Gegenwart schon vorher erfüllt, aber ihr genießt auch erst jetzt die Früchte davon. Vom Chemiker Dr. M. will man sagen: er ist jetzt tot, und zwar ist die Ursache dieses gegenwärtigen Zustandes die Grippe, er ist also daran gestorben; umgekehrt will man vom Geheimrat F. sagen: der Mann ist jetzt 70 Jahre alt und ein paar Tage dazu, er hat oder besitzt in seiner Erinnerung den 70. Geburtstag als einen gefeierten, er hat ihn also gefeiert.

Die „1. Vergangenheit", das sogenannte Imperfekt, etwas ungeschickt auch Mitvergangenheit genannt, drückt nach der Sprachlehre aus, daß eine Handlung einmal in der Zeitspanne der Vergangenheit stattfand. Dazu kann man nun genauere Angaben über Zeit, Ort oder anderes machen. Also: Gestern starb ..., vorige Woche feierte ... Sage ich: „Steh auf, die Sonne ist aufgegangen, der Briefträger hat geläutet", so will ich eigentlich sagen: „Und du Faulpelz liegst jetzt noch im Bett!" Will ich aber von der Sonne oder vom Briefträger sprechen und etwas Bekanntes zeitlich genauer feststellen, dann setze ich die 1. Vergangenheit.

Diese Zeitformen werden in der Tat häufig verwechselt. Die Vorliebe für das Imperfekt kommt vielleicht bei uns auch daher, daß ein unsicheres Sprachgefühl sich erinnert, wie man in der Schule nicht sagen durfte: Tell ist am Hute vorbeigegangen ... und hat dem Knaben einen Apfel vom Haupte geschossen, sondern es mußte heißen: „Tell ging ... und schoß". In der Schule, aus Büchern müssen wir diese Zeitform erst lernen, also wird sie überhaupt die bessere sein, und vorsichtige Leute wenden sie deshalb überall an; in den Erklärungen zu Zeitungsbildern steht sie vielleicht auch, weil sie knapper und übersichtlicher ist als die 2. Vergangenheit (die eigentlich die erste ist!) Zum Unglück kommt hie und da noch die Vorvergangenheit hereingeplumst, und an den unmöglichsten Orten spukt es von „war ge..." und „hatte ge...", vielleicht ebenfalls weil wir diese Zeitform auf „gelehrtem" Wege gelernt haben.

Zerfall der Taufnamen.

Unser Schriftführer hat in seinem hübschen Volksbuch „Wie soll das Kind heißen?" und anderswo die Unsitte bekämpft, die vertraulichen Abkürzungen der weiblichen (und auch einiger männlicher) Vornamen erstens ungehöriger und unwürdiger Weise in der Oeffentlichkeit zu gebrauchen und dazu zweitens undeutsch und unschweizerisch mit ausgehendem y zu schreiben, statt mit dem schlichten, hergebrachten i. Der Unfug scheint aber noch im Zunehmen zu sein. Eine reformierte Kirchgemeinde der Stadt Zürich veröffentlicht ihr diesjähriges Konfirmandenverzeichnis: 31 Knaben („Söhne", wie man jetzt anfängt zu sagen), alle mit gesunden Bubennamen (bei uns darf man auch einen René, einen Henry und einen Georges neben 28 deutschen Namen nicht als etwas Verwunderliches ansehen) und 39 Mädchen-, aber was für Namen! Nicht weniger als 3 Trudy (auch ein Trudi) und 3 Lilly, dazu je ein Vreni, Hanni, Hanny, Anny, Hedy, Marthi (!), Elsi, — also über ein Drittel verstümmelter Namen, denn außer etwa dem schon alten, fast klassisch gewordenen Lilly (Goethe schrieb übrigens Lili!) sind diese i- und y-Formen doch als freilich modische Verstümmelungen anzusehen und nehmen sich in einem Konfirmandenverzeichnis nicht sehr feierlich aus. Ein mit seiner Gemeinde und seinen Unterweisungskindern (so lautet eigentlich der einheimische Name für die Konfirmanden) gut stehender Pfarrer dürfte wohl den Versuch wagen, in seinen Verzeichnissen und Konfirmationsscheinen die ursprünglichen Namen wieder herzustellen. Verbittet sich's einmal ein auf sein y versessenes Kind, so ist das kein Unglück, und ein freundliches: „Nun, wenn dir daran etwas liegt, ..." macht die Sache wieder gut.

Eine Bemerkung: ich weiß zufällig, daß die katholische Geistlichkeit hier mehr Festigkeit beweist und sich ihre Heiligen nicht von jedem einfältigen Marthy verigreggern läßt.

Bl.

Selten schönes Wetter.

„Die ganzen Ferien hindurch hatten wir selten schönes Wetter", schreibt mir einer aus der Sommerfrische, und gleichen Tages lese ich in der Zeitung aus derselben Gegend Klagen über bedrohliche Dürre. Wie reimt sich das zusammen, selten schönes Wetter und alles versengende Trockenheit? Ach so, mein Ferienfreund gehört eben zu denen, die manchmal das Gegenteil von dem sagen, was sie sagen wollen, und er hat nicht gemerkt, daß ein Sommerfrischler zu bedauern ist, wenn er während seiner Ferien „selten schönes Wetter" hat. Wenn man weiß, daß seit Wochen landaus, landein fast kein Regen gefallen ist und die Sonne Tag für Tag vom blauen Himmel lacht, kann man allerdings merken, daß dieser Briefschreiber gar nicht bedauert sein will, sondern daß er sich des außerordentlich schönen Wetters wegen glücklich preist. In vielen andern Fällen kann man aber aus so zweideutiger Redeweise wirklich nicht klug werden. Wenn ich aus dem Mund des Lehrers höre, der Jakobli sei ein selten fleißiger Schüler, so merke ich aus dem Ton, wie es gemeint ist; wenn ich aber dasselbe Urteil über einen mir fremden Jakobli lese, so kann ich billig zweifeln, ob es als Lob oder Tadel zu deuten sei. Jemand, der Edison nicht kennt, kann aus der Nachricht, er sei ein selten erfolgreicher Erfinder, nicht klug werden. Soll man einen Händler meiden oder zu seinem Lieferanten machen, wenn ihm nachgesagt wird, er verkaufe selten gute Ware; ist ein Gasthaus, das eine selten gute Küche führt, empfehlenswert? Darf man in einem selten sauberen Dorfe auf große Reinlichkeit rechnen oder muß man befürchten, zuzeiten im Schmutze zu versinken? Und wenn mich jemand einen selten anständigen Menschen nennt, soll ich da geschmeichelt lächeln oder wegen Ehrverletzung klagen?

Alle diese Ausdrücke werden dadurch doppelsinnig, daß man das Umstandswort „selten" sowohl in der alten, ur-

sprünglichen Bedeutung „nicht häufig vorkommend", als auch in der neueren, weniger gebräuchlichen „ungewöhnlich, hervorragend" verstehen kann. Als Eigenschaftswort läßt sich „selten" unbedenklich im letzteren Sinn verwenden. Wetter von seltener Schönheit, ein Schüler von seltenem Fleiß, Waren von seltener Güte, ein Dorf von seltener Sauberkeit kann nicht falsch verstanden werden. So oder indem man selten durch eine andere Bezeichnung des hohen Grades ersetzt, kann man der gerügten Zweideutigkeit aus dem Wege gehen. Oe.

(Sprachecke der Gesellschaft für deutsche Sprache in St. Gallen.)

Vom Büchertisch.

Otto v. Greyerz, Deutsche Sprachschule für Schweizer Mittelschulen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Bern, A. Francke A.-G. Fr. 5. 60.

Nicht den Mittelschullehrern unter uns wollen wir hier das Buch empfehlen, die haben schon anderswo davon gehört, sondern andern Leuten, besonders den Volksschullehrern, denen es zur eigenen Förderung dienen kann, aber überhaupt allen, die sich nicht schämen, — so überflüssig das scheint — ihre Muttersprache zu lernen; in dieser Kunst lernt man ja nie aus. Wer aber wird außerhalb der Schule eine deutsche Grammatik lesen? — Wer es mit diesem Buche versucht hat; er wird es stellenweise geradezu genießen. Es ist eben nicht, was man unter einer Grammatik zu verstehen pflegt, es ist auch mehr als eine Sprachlehre, es ist eine Sprachschule, eine stramme Schule mit 270 Uebungen, aber eine Schule, in deren Mitte die Persönlichkeit eines Lehrers steht und nicht eine Maschine, eine Schule, wo nicht bloß doziert, sondern vom Schüler tüchtig gearbeitet wird, wo man aber hie und da auch wieder einmal lachen darf. Die Grundsätze sind die aus der „Sprachschule für Berner" bekannten, nur sind die sprachlichen Anforderungen erhöht und der Kreis der berndeutschen Grundlage zur schweizerdeutschen erweitert. Verglichen mit dem in unserer letzten Nummer empfohlenen „Sprachführer" Emil Scheurers, der sich, trotz streng grammatischer Haltung, wegen seiner vielen Uebungen ebenfalls zum Selbstunterricht eignet, ist das Buch von Greyerz 2—3mal umfangreicher und geht in der Sprachgeschichte und der übrigen Sprachwissenschaft tiefer. Die 2. Auflage ist bereichert um eine Stillehre, die, sehr bezeichnend, aus 7 Seiten reiner „Lehre" und 7 × 7 Seiten Uebungen besteht. Daß der Mitbegründer unseres Vereins unsere Grundsätze hochhält, ist selbstverständlich; das Fremdwort nennt er den gefährlichsten Feind eines reinen, ehrlichen Stils und die Fremdwortsucht ein deutsches Laster. — Neben der gemütlichen deutschen Druckschrift bei Scheurer mutet die lateinische bei Greyerz etwas kalt an.

Briefkasten.

H. O., K. Daß ein Frühkonzert, das laut Ankündigung zur Linderung der deutschen Hungersnot bestimmt ist, „Wohltätigkeits-Matinee" heißen muß, ist in der Tat schmerzlich. „Wohltätigkeitsfrühvorstellung", wie wohl Engel sagen würde, wäre ja etwas umständlich und unbestimmt; daß ein Konzert mit dieser Zweckbestimmung eine Wohltätigkeitsveranstaltung ist, merken die Leute von selbst, „Frühkonzert zur Linderung der deutschen Hungersnot" hätte wohl genügt und wäre trotz dem Fremdwort „Konzert" deutscher gewesen. Auch darin haben Sie recht, daß bei solchem Anlaß eine Beschränkung auf deutsche Künstler angebracht wäre; das würde sozusagen den Dank des hungernden Volkes bedeuten oder soviel sagen wie: das alles hat uns das Volk geschenkt, das heute hungert; ein Walzer von Chopin zur Linderung der deutschen Not wirkt wenigstens etwas sonderbar, doch kann man da vielleicht auch zu ängstlich sein. Etwas weit scheinen Sie zu gehen mit der Verurteilung der fremden Ueberschriften. Wenn der Deutsche Mozart sein Stück nun einmal Gavotte soyeuse genannt hat, so wird da nicht viel zu machen sein; auch gegen Kreislers Siciliano und Rigandon wird nicht viel einzuwenden sein, als daß es — fast niemand versteht, aber daran ist der Künstler schuld.

Dr. A. H., K. Wenn Ihnen ein Generalagent mitteilt, Herr Soundso habe mit seiner Versicherungsgesellschaft soeben eine Lebensversicherung getätigt (wir gewöhnlichen Sterblichen würden vielleicht sagen „abgeschlossen"), so sollten Sie darüber nicht spotten, sondern den Mann bewundern, der kann mehr als wir. Daß er fortfährt: „und wird sich derselbe ..." ist recht freundlich; das verstehen wir auch, wenn wir es auch nicht zu schreiben wagen würden.

Ein Gebäude Ihrer Gemeinde heißt also der Schinhuet. Ein Schinhuet (oder Schihuet) ist laut Idiotikon (II, 1790) zunächst ein breitkrempiger Sommerhut von Männern oder Frauen, wobei aber bei Schin nicht an den Sonnenschein zu denken ist, gegen den er schützen soll (das i ist auch meistens kurz), sondern an den Stoff, aus dem er gemacht ist. Er besteht nämlich aus Schienen, freilich nicht aus eisernen, sondern aus Holz, Stroh oder Bast, die zusammengeflochten werden (Schinner heißt ein aus solchen Schienen, meist gespaltenen Weidenruten geflochtener Korb, die Zaine). Aus Zürich ist nun bezeugt, daß man mit diesem Wort (wohl spöttisch) Häuser bezeichnet mit dem, von der Landesart abweichenden französischen Dachstuhl. Nach einem solchen Hause dürfte auch die Zürcher Schinhuetgasse ihren Namen haben.

Allerlei.

Aus dem Reiche Mussolinis. Viel Kopfzerbrechen verursacht manchen Geschäftsleuten der von der Regierung begonnene Kampf gegen das Fremdwort. Er wird in der für hiesige Verhältnisse zweckmäßigsten Art der Besteuerung geführt. Wer nicht imstande ist, seine geschäftlichen Ankündigungen in gutem Italienisch zu verfassen, soll Lehrgeld bezahlen, und wem es Vergnügen macht, exotischen Wortputz zu tragen, soll sich nicht beklagen, wenn man von ihm eine Luxussteuer verlangt. Mussolinis Verfahren, die fremdsprachigen Geschäftsschilder zu entfernen, ist originell und einfach. Wer die fremde Zunge der italienischen vorzieht, bezahlt für jeden Buchstaben jährlich 20 Lire. Nun wogt heiß der Kampf um das Fremdwort. Sind Bezeichnungen wie Wermuth, Fernet, Bar, Coiffeur, Hotel usw. als Fremdwörter zu besteuern? Genau genommen gewiß. Nur die es angeht, wollen nicht verstehen, daß bei solchen Maßnahmen überhaupt keine Ausnahmen gemacht werden dürfen, sofern der Zweck erreicht werden soll. Das geben am ehesten noch die Barbesitzer zu, weil sie im Jahre mit 60 Lire glimpflich wegkommen. Die andern würden schimpfen und zahlen — wenn schimpfen erlaubt wäre. So bleibt nur das Sichfügen und Zahlen und die angenehme Gewißheit, daß die Schriftenmaler reich werden. Die sprachliche Säuberung der Straßen wird kein Italiener und kein Gast des schönen Landes bedauern. Wenn einmal die große politische, soziale und wirtschaftliche Erneuerung weiter fortgeschritten ist, wird sich der Faschismus auch mit den andern Fragen des italienischen Heimatschutzes befassen. (N. Z. Z.)

Die **Schweizerische Lehrerzeitung** bemüht sich ernsthaft um die deutsche Sprache und hat die falsche Wortstellung nach „und" („und haben wir ...") auch schon bekämpft; jedenfalls ist ihre Schriftleitung nicht verantwortlich für den Anzeigenteil, aber es ist doch lustig, an der Spitze einer Lehrerzeitung zu lesen: Anfangs Oktober werden die Abonnements-Nachnahmen pro IV. Quartal 1923 versandt und bitten wir um gefl. Einlösung.

In der **Zeitung der schweizerischen Haus- und Grundeigentümer** steht: „Malermeister der Stadt Zürich. Mitglieder berücksichtigt die in Eurem Stadtkreis domilizierten Malermeister." Es ist gewiß recht und billig, wenn man die Leute berücksichtigt, die im selben Stadtkreise ihr Domiliz haben!